

aus zur Umverteilung der Macht beitragen: durch Stärkung der Selbsthilfefähigkeit der marginalen, d. h. politisch machtlosen Gruppen, durch Weckung kultureller und wirtschaftlicher Eigeninitiativen, durch den Ausbau sozial-ökonomischer Infrastrukturen. Beseitigung eines Regimes allein, Verlagerung der Macht von der einen Schulter auf die andere erbringt noch keine ökonomisch-politische Konsolidierung, sondern allzuoft nur eine Verlagerung der Unterdrückungsmechanismen. Der lange Marsch über die Personen durch die Institutionen schließt den sozio-kulturellen Wandel ein und kann nicht isoliert politisch nur als Revolution *nach oben*, sondern als Revolution *von unten* verstanden werden. Kein Zweifel, daß die Kirche ihre Aufgabe dort hat. Diese Aufgabe ist mühsamer, weniger spektakulär, vermutlich auch weniger entlastend, aber politisch wie theologisch ohne Rückgriff auf viel Kasuistik „lösbar“.

Der Kölner Soziologe E. K. Scheuch schrieb zur Genfer Aktion in „Christ und Welt“ (13. 11. 70) sarkastisch: „Der Ökumenische Rat mag seine Gabe als eine moralische Entlastung seines Gewissens und als eine Anklage zugleich bewerten. Es wirkt (aber) wie ein Ablaßhandel für das Gefühl der eigenen Tugend, diese extremistischen Gruppen mit Geld zu versehen.“ Diesem Vorwurf stimmt man nicht gerne zu, wenn man beispielsweise um die bitteren Früchte rassistischer Unterdrückung und Diskriminierung in Südafrika und in Rhodesien weiß. Doch haben gerade die Kirchen in Rhodesien trotz Anfechtung in den eigenen Reihen den Beweis erbracht, daß entschlossener gewaltloser Widerstand zwar kein Regime von heute auf morgen beseitigt, wohl aber das Selbstbewußtsein der Unterdrückten stärkt und ein Regime zum Einlenken zwingen kann. In einem hat Scheuch aber auf jeden Fall recht: „Das

gleiche Geld selbst auszugeben zur Bekämpfung des Rassismus wäre mühsamer und brächte Anfeindungen von allen Seiten.“

Wir in den Kirchen werden aber dazu auch *theologisch* einiges zu bedenken haben. Nicht, wie sich das alles mit Römer 13 verträgt und wann der Sturz eines tyrannischen Regimes zu verantworten sei: da kann nur politischer Sachverstand, der die Voraussetzungen und die Konsequenzen abzuschätzen weiß, situationsgerecht und deshalb *ethisch* richtig entscheiden. Aber wir haben uns viel elementarer zu fragen: In einem KNA-Interview mit Vertretern der Katholischen Landarbeiterjugend Lateinamerikas (14. 10. 70) hieß es: „Glauben in Lateinamerika heißt Kampf.“ Am Rande der VELKD-Synode in Eutin fiel der Satz: „Liebe ohne Machtmittel ist ohne Bedeutung.“ Der Chronist möchte nicht sagen, daß zwischen beiden Sätzen eine Parallele besteht: Glauben kann in der Tat Kampf heißen, auch sozialer Kampf, wengleich sein Spezifikum wohl eher darin besteht, sich auch in diesem Kampf noch in Frage zu stellen. Wenn aber Liebe ohne Machtmittel ohne Bedeutung wäre, dann müßte auch die Kirche bald ohne Bedeutung sein, denn ihre Machtmittel sind leicht zu erschöpfen. Vielleicht war die finanzielle Geringfügigkeit dieser politischen Aktion (vgl. letztes Heft, S. 515) nicht nur besonders geeignet, die Prinzipien aufzuzeigen, um die es dem ÖRK dabei ging, sondern zugleich eine (noch rechtzeitige) Warnung, sich politisch nicht zu übernehmen und theologisch nicht zu kneifen. Denn weder läßt sich die Realität der Dritten Welt auf mit militärischen Befreiungsorganisationen behebbarer Unterdrückung reduzieren, noch läßt sich der Dienst der Kirche im noch so gut gemeinten Spiel der Macht ohne Entfremdung durch Gewalt *glaubhaft* durchhalten.

Meldungen aus Kirche und Gesellschaft

Die Kirche Roms sucht die Reform

Die Diözese Rom hat in der Regel wenig Gelegenheit, sich als Ortskirche darzustellen. Sie hat einen regierenden Bischof, den Papst, aber keinen amtierenden, sondern „nur“ einen Generalvikar. Dieser ist zwar Kardinal, gegenwärtig sogar ein besonders prominenter, der langjährige Substitut im Staatssekretariat, A. Dell'Acqua. Aber bis in die unmittelbare Gegenwart war die Diözese mehr Verwaltungseinheit als Pastoralrätskörperschaft, seelsorglich also ein vernachlässigtes Gebiet mit einem heterogenen Klerus, in dem die von ihren Kurien und Klöstern abhängigen Ordensleute das Übergewicht haben. Ein „einziges Presbyterium“ im Sinne der Kirchenkonstitution (Abschnitt 28) gab es nicht. Das *Annuario Pontificio* gibt immer noch keine Auskunft über Katholiken- und Priesterzahl; Angaben, die es höchstens im Falle von Diözesen un-

terläßt, deren Gläubige verfolgt werden und deren Bischöfe eingekerkert oder des Landes verwiesen sind.

Vernachlässigten die Päpste ihre Diözese?

Erst Johannes XXIII. fing wieder an, wenigstens symbolisch und durch häufigere Präsenz sich wieder mehr als Bischof von Rom zu fühlen. Aber das verordnete Reformprogramm war ein Fehlschlag; die Diözesansynode von 1960 (vgl. Herder-Korrespondenz 15. Jhg., S. 274 ff.) ging in einem Wust von dünnen Paragraphen unter. Paul VI. setzte die Rolle Johannes' XXIII. fort, spielt sie aber mehr indirekt und — zugegeben — effizienter durch den kurienerfahrenen, pastoralen und für römische Verhältnisse undoktrinären Kardinalvikar Dell'Acqua. Aber immer noch wird das seelsorgliche Leben

der Diözese zu sehr aufgesaugt von der Präsenz der zentralen Kirchenleitung mit ihren zahllosen Kollegien und Verwaltungen. Erst in den letzten Jahren begann die Reorganisation: zunächst mit der Zusammenführung und Neugliederung der Diözesanverwaltung im Lateran, sodann mit der „Regionalisierung“ der Seelsorge durch Aufteilung des Diözesangebiets in *fünf* Bischofsvikariate, schließlich im vorigen Jahr durch die Konstituierung des Priesterrats, an dessen Wahl nicht nur die inkardinieren, sondern alle in Rom residierenden Kleriker beteiligt wurden. Im Spätherbst 1970 folgte nun ein weiterer Schritt. Zum erstenmal wurde ein Pastoralkongreß für den gesamten römischen Klerus abgehalten.

Der Kongreß wurde am 26. Oktober mit einer Rede des Kardinalvikars „über die Lage der Diözese eröffnet“

und mit einer Ansprache des Papstes am 28. Oktober im Rahmen eines Wortgottesdienstes in der Lateranbasilika beendet. Die zweieinhalb Tage waren ausgefüllt mit Referaten katechetischer, pastoraler und liturgischer Fachleute aus der Diözese und mit Gruppendiskussionen zum Thema: Erneuerung der Sakramentenpastoral, genauer der *Ehepastoral*, denn man wollte, wie der Papst scherzend sagte, beim letzten beginnen, um von da zum ersten Sakrament zu kommen. Daß die Themenwahl etwas mit der gegenwärtigen Diskussion über die Einführung des Scheidungsrechts in Italien zu tun hatte, wurde in Abrede gestellt. Man wolle keine „Antscheidungs-pastoral“ entwickeln. Dieser Feststellung wurde geglaubt, zumal der Eindruck vorherrschte, das Rennen sei gelaufen bzw. verloren, auch wenn man nach dem zweiten Durchgang des Entwurfs durch Kammer und Senat mit einem gegenüber dem ursprünglichen Entwurf besseren Scheidungsrecht rechnen kann. Referenten und Hörer schienen sich bereits auf die kommende Situation einzustellen. Mehrmals war die Bemerkung zu hören, das Scheidungsgesetz werde sehr ernüchternd wirken. Die Katholiken würden zeigen müssen, wie sittlich ernst sie es mit der Unauflöslichkeit meinten, wenn einmal die gesetzlichen Schranken geöffnet würden.

Bericht zur Lage der Diözese

Doch der Bedeutung nach rangierte das Thema erst an dritter Stelle. Interessanter war, daß der Kongreß mit etwa 600 Teilnehmern überhaupt stattgefunden hat und das, was der Kardinalvikar zur Situation der Diözese zu berichten hatte. Zunächst, was zu dieser Situation gehört, aber vom Kardinal nur gestreift wurde. Rom ist nicht nur kirchlich, sondern auch urbanistisch in einer *Sondersituation*. Die Bevölkerung der Stadt hat sich allein in 15 Nachkriegsjahren mehr als verdoppelt und geht gegenwärtig auf die Dreimillionengrenze zu. Schon die rein organisatorische Planung der Kirche ist hinter dieser Entwicklung weit zurückgeblieben. Die Diözese, die mit dem Gebiet der Stadt fast deckungsgleich ist, hat bis heute nur 245 Pfarreien (vgl. „Avvenire“, 25. 10. 70). Aber zwischen diesen zeigen sich enorme Größenunterschiede: In

den vorstädtischen Ballungsräumen gibt es Pfarreien mit 40 000, 60 000, ja sogar bis 80 000 Einwohnern. Sie übersteigen also die Größe mancher italienischer Zwergdiözesen, während in der Innenstadt nur historisch erklärbare Kleinstpfarreien weiterexistieren. Manche von ihnen zählen weniger als 1000 Einwohner; die Lateranpfarreie zum Beispiel gar nur ca. 300. Während im historischen Rom Kirche an Kirche steht, fehlt es in den rasch angewachsenen Trabantenstädten an den notwendigen kirchlichen Bauten und Einrichtungen. Nicht anders verhält es sich mit der Präsenz des Klerus: Überpräsenz in der Innenstadt, akuter Mangel an Seelsorgepersonal in den neuen Ballungsräumen. Hinzu kommt der schon erwähnte Unterschied zwischen *inkardinierten* und *residierenden* Geistlichen: Mehr als 2000 Geistliche wohnen in Rom. Davon gehören aber nur 433 zum römischen Klerus im eigentlichen Sinn, d. h. sind in der Diözese inkardiniert, und nur 280 arbeiten unmittelbar in der Seelsorge. Hinzuzuzählen sind ca. 720 Ordensgeistliche, die nicht direkt dem Vikariat unterstellt sind, sondern von ihren Ordenshäusern abhängen und von denen nur ein kleinerer Teil in der Seelsorge arbeitet. Weitere 800 Geistliche (Instituts- und Kurienzugehörige) zählen zum römischen Klerus im geographischen, aber nicht im rechtlichen Sinne. Um ein Klima gemeinsamer Seelsorgeverantwortung zu fördern, hat die Diözesanleitung in den letzten Jahren versucht, den gesamten Klerus von Rom unter Gesichtspunkten der Seelsorge enger zusammenzuführen. Im Priesterrat beispielsweise haben neben den Pfarrern, Vikaren und Religionslehrern auch die Nichtinkardinierten eine eigene Kategorialvertretung.

Der Pastorkongreß bildete einen weiteren solchen Versuch. Der Kardinal konfrontierte den Klerus genauer mit dem religiösen Verhalten der Römer. Auch der Papst verlangte kritische Selbstprüfungen, nannte Lücken in der kirchlichen Pastoral beim Namen (vgl. den Wortlaut im „Osservatore Romano“, 28. 10. 70). Es gelte, so sagte er u. a., den liturgischen und pastoralen Vollzug aller Sakramente durch eine angepaßte Pastoral zu erneuern. Die pastorale Sorge um die Sakramente bleibe vielfach noch auf die Erstkommunion beschränkt. Auch er sprach von der

„enormen Verantwortung“, vor der der römische Klerus in der Pastoration der Diözese stehe. Er forderte „wirksamen Arbeitseifer“, die Überwindung einer „mit der Zeit träge und oberflächlich gewordenen Gewohnheitspraxis“. Er riet den Geistlichen zu einer „wachen und offenen Intelligenz“, zu einer „der gegenwärtigen Stunde proportionierten Mentalität“. Er warnte aber vor Neuheiten („ein zweischneidiges Wort“) und — wen konnte das überraschen — vor fremden Einflüssen. Es gehe nicht darum, sich unbesonnen von den „guten Gedanken und lokalen Bräuchen“ loszusagen, noch darum, mit geschlossenen Augen „in serviler Anhänglichkeit Ideen und Neuerungen fremder Provenienz und diskutabler Tendenzen“ anzunehmen. Vielmehr sollten die Priester „aus unserer *Romanität* eine neue und authentische Spiritualität ableiten“, die fest im Glauben und in der Liebe gründe.

Die Römer und die Religion

Doch erwies sich auch die Romanität als ein zweischneidiges Wort; das zeigten die Daten, die der Kardinalvikar mitteilte. Er stützte sich dabei auf erste Ergebnisse einer vom soziologischen Institut der Gregoriana in Zusammenarbeit mit dem Seelsorgeamt des Vikariats durchgeführten Untersuchung, deren Auswertung noch nicht abgeschlossen ist. Er bezeichnete die Lage der Diözese als „kontrastreich“: Rom weist, gemessen an großstädtischen Verhältnissen, eine ungewöhnlich hohe *Praktikantenanzahl* auf: 35% der Bevölkerung. Damit dürfte Rom wohl nur noch von spanischen Großstädten übertroffen werden. Aber zur Qualität dieser Praxis äußerte der Kardinal begründete Zweifel: Nur 30% der Dominikanten gingen auch einmal oder mehrmals im Monat zur Kommunion. Die *aktive* Teilnahme am Gottesdienst sei dürftig. An Achtung vor den Sakramenten der Kirche mangle es nicht. („Die Römer glauben an die Sakramente.“) Aber die Qualität der sakramentalen Frömmigkeit lasse zu wünschen übrig, ebenso das Wissen und die Einschätzung religiöser Wahrheiten. Das theoretische Ja zu diesen gehe in eins mit dem Desinteresse an den „existentiellen“ Wahrheiten. Fast alle glaubten an Gott, aber nicht einmal alle Dominikanten glaubten an ein

Jenseits. Damit bewiesen die Römer ihre negative Solidarität mit den „Fremden“. Auch bei ihnen ist — jedenfalls nach übereinstimmenden demoskopischen Ergebnissen — das *Jenseits* der kritische Punkt. Der Kardinal war zu diesem Punkt sehr präzise. Die Misere liege auch am Prediger: „Schauen wir uns in die Augen und sagen wir die Wahrheit: Wir sprechen nicht davon, weil nicht einmal wir effektiv daran glauben . . . oder weil wir uns dessen schämen aus Angst, das Mißfallen der Hörer zu erregen.“ Dell’Acqua qualifizierte die Religiosität der Römer als traditionell (weil sie akzeptiert werde als Teil der Kultur), als utilitaristisch (die vielen Gebetsübungen dienten vornehmlich eigenen Zwecken), als individualistisch (es fehle die Bereitschaft zu sozialen Konsequenzen), als peripher und unreflektiert. Der Römer schätze die Religion, sehe sich aber kaum zu sittlichen und sozialen Folgerungen veranlaßt; er schätze die Pfarrei als soziale und erzieherische, aber kaum als spezifisch geistliche Institution.

Als weiteres Merkmal nannte der Kardinal die „Fluidität“ der sozialen und religiösen Verhältnisse und Überzeugungen: den turbulenten Umbruch in den religiösen Anschauungen. Die ausgeprägt traditionelle Religiosität der älteren Generation kontrastiere mit der Absage an die traditionellen religiösen Praktiken bei der Jugend, die jedoch nicht als Absage an die Kirche schlechthin oder an den Glauben auszulegen seien. Ein Zeichen der Hoffnung sah er in den aus dem Boden schießenden Spontangruppen. 10% aller Jugendlichen im Alter von 15 bis 20 Jahren gehörten solchen Gruppen an. Er hoffe auf eine verständnisvolle und wirksame Führung durch den Klerus, warnte aber vor einer doppelten Gefahr: vor Sektentum und Klassismus. Die Frage der Fluidität spielte auch in den Arbeitskreisen eine zentrale Rolle. Gewünscht wurde mehr überpfarrliche Zusammenarbeit. Einen Weg dazu sah man in einer *Aufwertung der Dekanate*, in Rom „Präferkturen“ genannt: Sie dienten bisher fast nur als Transmissionsriemen der Diözesanbürokratie. Sie sollten jetzt zu wirklichen Zentren des Gesprächs und der pastoralen Planung umorganisiert werden.

Neben dem Überblick über die Lage der Diözese hatte das Kongreßthema fast sekundäre Bedeutung. Doch gab

es auch dazu bemerkenswerte Aussagen und Diskussionen. Erstens bemühte man sich um ein betont personales Verständnis von Ehe und Sexualität. In den Auswirkungen des sozialen Wandels auf die Ehe wurden nicht bloß Dekadenzerscheinungen registriert. Man sah auch Anzeichen einer neuen Stabilisierung der ehelichen Gemeinschaft durch den sozial bedingten Zwang zur Partnerschaft. Zweitens bemühte man sich um eine echte pastorale Erneuerung der Trauung. Die Brautleute sollten ihre Wünsche zur Gestaltung dem Traupriester mitteilen und selbst an der Gestaltung (Beispiel: Auswahl der Texte) mitarbeiten. Dem gravierenden Pomp bei kirchlichen Eheschließungen wurde eine eindeutige Absage erteilt und Mißbräuche in „Traukirchen“ beim Namen ge-

nannt. Drittens stellte sich der Kongreß die auch anderswo akute Frage, was zu geschehen habe, wenn Brautleute die kirchliche Trauung fordern, denen Glaubensfragen gleichgültig sind. Das Urteil eines Referenten, des Leiters des Liturgiereferates der Diözese, war eindeutig: „Wir können nicht eine Praxis unterschiedsloser Sakramentalisierung fortsetzen, ohne daß das Vorhandensein des Glaubens . . . garantiert ist.“

Insgesamt zeigte der Kongreß, daß die Verhältnisse in Rom trotz seiner spezifischen Religiosität nicht substantiell anders sind als in anderen mitteleuropäischen Städten. Mit der Vorstellung von einem Rom als quasi „sakraler“ ewiger Stadt mit fast unveränderlicher Volksreligiosität schien es endgültig vorbei zu sein.

Schwierige Etappen der vatikanischen Ostpolitik

Die bis zu anderthalb Stunden sich ausdehnende Privataudienz des sowjetischen Außenministers A. Gromyko bei Papst Paul VI. am 12. November dieses Jahres (vgl. „Osservatore Romano“, 14. 11. 70) war bereits das dritte Zusammentreffen zwischen den beiden Persönlichkeiten (nach dem vom 5. Oktober 1965 anlässlich des UNO-Besuches des Papstes und dem vom 27. April 1966 in Rom). Von vatikanischer Seite nahmen auch der Sekretär des Rates für die öffentlichen Angelegenheiten der Kirche, A. Casaroli, von sowjetischer der Botschafter beim Quirinal, N. Ryjow, und zwei führende Beamte des sowjetischen Außenministeriums an den Gesprächen teil. Als Gesprächsthemen nannte der vatikanische Pressesprecher A. Alessandrini Abrüstungsfragen, speziell atomare Abrüstung, das Abkommen für die Nichtweiterverbreitung von Kernwaffen, die europäische Sicherheitskonferenz, die Krisenherde im Vorderen Orient und in Vietnam. Es ist verständlich, daß die Sowjetunion sich angesichts der Zurückhaltung der westlichen Politiker gegenüber einer gesamteuropäischen Sicherheitskonferenz, die sich auch im Gespräch zwischen Gromyko und seinem italienischen Kollegen A. Moro bemerkbar machte, die moralische Unterstützung des Papstes zu sichern sucht. Gromyko wurde vom Papst

auch „auf die Fragen des Lebens der Kirche in der Sowjetunion“ angesprochen. Es ist zu vermuten, daß dabei auch die Situation der Kirche in anderen Ostblockländern erörtert worden ist. Der sowjetische Außenminister sei diesmal, so hieß es (vgl. „La Croix“, 14. 11. 70; „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 14. 11. 70), diesen Fragen nicht ausgewichen.

Dieses Treffen wie die Kontakte, die im Oktober dieses Jahres zwischen Rom auf der einen und Prag und Budapest auf der anderen Seite wiederaufgenommen wurden, stehen im größeren Zusammenhang einer von beiden Seiten angestrebten und für alle Beteiligten als nützlich angesehenen gegenseitigen Interessenabgrenzung. In modifizierter Weise gilt dies auch von den Gesprächen, die auf innerkirchlicher Ebene zwischen Kardinal St. Wyszyński und seinen Begleitern und dem Papst bzw. den zuständigen römischen Stellen geführt wurden und langfristig gesehen zu eventuellen späteren direkten Vorverhandlungen zwischen Warschau und dem Vatikan beitragen können. Im Zuge der Bemühungen, zu einem für beide Seiten annehmbaren Modus vivendi zu finden, sucht Rom der Kirche im kommunistischen Machtbereich einen weitestmöglichen Lebens- und Tätigkeitsraum zu erhandeln, während die kommunistischen Machthaber auf